

Horst Rumpf

Hinschauen - Hinspüren

Neue Aufmerksamkeiten für sinnliche Erfahrungen

Vorbemerkung: Wozu ist Unterricht im allgemeinen, Sachunterricht im besonderen gut? Die geläufigen Reden scheinen da keinen Zweifel aufkommen zu lassen. Es geht darum, Heranwachsenden die ihnen noch unbekannte Welt bekannt zu machen. Es geht darum, sich Inhalte vertraut zu machen, gar sie zu beherrschen, jedenfalls aber sie in einem ganz bestimmten, schulbestimmten Sinn kennenzulernen. Aufgabe des Lehrens ist demnach das Nahebringen. Dazu dienen Erklärungen, Beschreibungen, Veranschaulichungen - das ganze Repertoire didaktischer Weltzurichtungen. Kann es an dieser Zielrichtung Zweifel geben? Allerdings. Und der folgende Vortrag, ursprünglich gehalten zur Eröffnung der kulturpädagogischen Aktion "Sinnenreiche" in München (1999), macht darauf aufmerksam, dass es auch ein Lernen gibt, das nicht vertraut macht, sondern das zu schnelle Vertrautheit abbaut und die faszinierende Unbekanntheit der uns umgebenden Welt bewusst macht und freilegt. Als Einspruch gegen die scholastische Tendenz, die Welt durch Schulwissen abzuschaffen. Kinder könnten in dieser Lerndrift vielleicht besser zuhause sein als der routinierte Sachkenner...

Hinschauen - Hinspüren

Neue Aufmerksamkeiten für sinnliche Erfahrungen

Da hat jemand vor gut anderthalb Jahrhunderten einen etwas stacheligen Satz riskiert: "Was ist das Schwerste vor allem?" (Man mag sich da zunächst Antwortrichtungen ausmalen: Schmerzen oder Ungewissheiten aushalten, Armut, Tod, unlösbare Probleme, Verlassenheit usw.) Es geht weiter: "Was dir das Leichteste dünkt", (Zwischengedanke: Wie das? Was mir leicht von der Hand geht, was ich gut kann - wie soll das das Schwerste sein. Ich müsste es doch auch als das Schwerste spüren.)

Fortsetzung: "Mit den Augen zu sehen, was vor den Augen dir liegt". Ich nenne den Autor nicht, sein Name weckt allenfalls Ehrfurchtgefühle, die das Nachdenken erstarren lassen, der fatale Effekt, den Denkmalgrößen erzeugen. Aber was meint er? Einwände drängen sich auf: Denken über Unbekanntes kann schwer sein - man zerbricht sich den Kopf, aber hinschauen auf das, was vor Augen liegt - nichts leichter als das. Allenfalls eine Kopfbewegung, eine angemessene Beleuchtung, aber lässt sich eine einfachere und selbstverständlichere "Art" mit der Welt sinnlich in Kontakt zu kommen, denken? Und was soll die komische Formulierung: "MIT DEN AUGEN ZU SEHEN"? Kann man denn mit etwas anderem als mit den Augen sehen, fragt unser gesunder Menschenverstand dagegen. Und so neigen wir zur Tagesordnung überzugehen - vielleicht denkt er an Mikroskope, die unsere Sehschwäche in bestimmten Bereichen beweisen, aber was soll das schon bringen...

Behauptet wird, dass ein schreiender Gegensatz besteht zwischen unsrem alltäglichen Meinen und dem tatsächlichen Sachverhalt. Es ist etwas ganz unbekannt, weil es uns so bekannt scheint. Und das in einem Bereich, in dem wir uns wie der Fisch im Wasser zuhause fühlen, im sinnlichen Umgang mit der Welt, die wir in jener wachen Lebenssekunde pflegen und beherrschen. Um eine erste Spur anzudeuten: man mag sich erinnern an die ersten Blicke und Wahrnehmungen beim Betrachten und Beziehen einer neuen Wohnung, eines neuen Zimmers - und man mag sie vergleichen mit dem Blick nach fünf Jahren. Ein anderes Sehen, ein anderes Wahrnehmen. Der Hirnforscher GERHARD ROTH hat seine Leser darauf aufmerksam gemacht, wie unterschiedlich die Aufmerksamkeit von jedem von uns ist, wenn er zum ersten mal ein ihm unbekanntes Arztwartezimmer betritt und wenn er zum

wiederholten Mal in einen ihm inzwischen gutvertrauten Raum kommt. Im ersten Fall schaut und spürt man auf Einzelheiten und Zusammenhänge hin, im zweiten Fall genügt ein schneller Blick, der aus wenigen Merkmalen blitzartig ableitet: alles normal, wie immer - man braucht gar nicht mehr hinzuschauen, man weiß Bescheid. Und Roth zeigt, dass hier unterschiedliche Gehirnfunktionen am Werk sind - hier das Knüpfen neuer Verbindungen angesichts unbekannter Wahrnehmungsgegebenheiten, dort das Abrufen schon gespeicherter Verbindungen mit erheblich weniger Energieaufwand, aber auch mit wesentlich weniger originärer Weltberührung. Um auf das Eingangszitat zurückzukommen: Wir sehen offenbar doch nicht nur und immer mit den Augen, unsere Augenwahrnehmungen, das zeigen ganz banale Alltagsgeschichten, sind unterströmt (um nicht zu sagen gesteuert) von Vorerfahrungen, Erwartungen, die im Hinschauen am Werk sind. Und es wäre eine wichtige Unterscheidung gewonnen: die zwischen einem Hinschauen, das von Neuem, Unbekanntem sich betreffen ließe - und einem Blick, der wiedererkennt und einordnet, ohne sich aufstören zu lassen, weil alles normal und bekannt ist. Um es ein für allemal zu sagen: es geht nicht darum, die beiden Blicke, die beiden Weltzuwendungen gegeneinander auszuspielen, wir brauchen beide zum Überleben. Wohl aber ist die Unterscheidung wichtig, weil jenes Hinschauen und Hinspüren, das Neues und Unbekanntes gewährt, immer in Gefahr ist, unter die Räder zu kommen. Und deshalb besonderer Kultivierung bedarf. Das hatte wohl der Frankfurter Autor im Sinn: Unter dem geläufigen Routineblick jene Aufmerksamkeit auszugraben und frisch zu halten, der die Welt von Fremdheit und Neuartigkeit trieft.

Ich will das Gemeinte von verschiedenen Seiten einkreisen. Eltern, Pädagogen wollen in dem Nachwuchs LERNEN anregen. Das Wort von der Lerngesellschaft, vom LERNEN LERNEN ist in aller Munde. Wir haben einen Alltagsbegriff von LERNEN. Ihn ein wenig unter die Lupe zu nehmen, könnte lohnen. Immer, so scheint es, wird ein Weg in eine bestimmte Zielrichtung begangen - vom Nichtkönnen zum Können, vom Unbekannten ins Bekannte: das kleine Kind lernt Sprechen - das heißt: es arbeitet sich aus dem Zustand des Stammelns und Lallens mehr und mehr in die Fähigkeit zu artikulierter Rede. Es lernt Gehen - das heißt soviel wie: aus dem Taumeln, dem immer wieder riskanten Ausbalancieren der aufrechten Körperhaltung in der Bewegung gegen die allgegenwärtige Sturztendenz wird allmählich die souveräne Handhabung der prekären Gleichgewichtsprobleme. Gewinne an Souveränität und Könnerschaft - die sind in diesem Allerweltsverständnis von Lernen gleichbedeutend mit der Überwindung von Unsicherheit, von Verwundbarkeit durch Überraschungen und Abstürze ins Nichtkönnen. Der Könnler braucht keine Angst mehr zu haben vor Widrigkeiten, die ihn unversehens wieder zum kleinen Kind machen könnten - so dass er ins Taumeln oder ins Stammeln käme. Seine Kompetenz gilt als Bewaffnung gegen den Widerstand einer unvorhersehbaren Welt. Der Fachmann braucht nicht mehr zu staunen, er lächelt. Unsere Geh- und Sprechroutinen sind nur Basisbeispiele. Wer als Erwachsener ins Stammeln oder ins Taumeln kommt, sammelt gewiss keine Pluspunkte, er wird leicht auffällig...

Freilich: Diese Routine, diese Könnerschaft - ohne die wir keinen Tag unserer Zivilisation überstehen könnten - sie hat ihren Preis. Jede Routine, jede Gewohnheit macht auch etwas unspürbar. Und es ist nicht ausgemacht, dass es sich bei diesem unspürbar Gemachten um Schrott handelt - um Eierschalen, die zu nichts taugen und wegzuwerfen sind. Der nur noch souveräne Geher spürt die Bewegung des Gehens nicht mehr als eine, die immer neu dem Stürzen abgerungen, abgewonnen werden muss - und, um einen Augenblick in ein anderes Feld zu wechseln, der souveräne und gar zu mundfertige Sprecher ist in der steten Gefahr, nicht mehr zu spüren und spürbar werden zu lassen, dass Worte, Gedanken, Äußerungen einem Anderen abgerungen werden müssen, wenn sie denn etwas taugen. Ansonsten, sagen wir, "spult jemand etwas ab", degeneriert zur Wortausstoßmaschine, die vielleicht korrekte Sätze und logisch korrekte Gedanken produziert, ohne freilich eine Spur persönlicher Lebendigkeit in der Sprache wie in der Bewegung - sie rührt davon her, dass die Könnerschaft

nicht das zum Ersticken gebracht hat, was ihr entgegensteht, an Gefühlen, an Wirrnissen, an Widerstand. Wir sprechen von toter Routine - und meinen eine Könnerschaft, die nur noch funktioniert und sich nicht immer neu auflädt am Überraschenden neuer und fremder Situationen, Gefühle, Hindernisse.

Es könnte sein, dass eine gar zu naive, einsinnige und lineare Vorstellung vom Lernen blind machen könnte für Verluste, die dabei eintreten könnten. Mein Lehrer Martin Wagenschein sprach einmal vom "ehrwürdigen Zustand des Sammeln", den man manchem Politiker, Lehrer, Wissenschaftler, Mediziner, Journalisten wünschen wollte, in wie kleiner Dosis auch immer. Was taugt eine Könnerschaft, die nichts mehr ahnen lässt von dem, was gegen sie steht, was sie immer aufs neue bedroht, weil diese Bedrohung und Erschütterung vor der falschen Selbstsicherheit bewahrt, weil sie Geist und Sinne frisch halten könnte.

Lassen sie mich noch einmal hinuntersteigen, in alltägliche Sinneserfahrungen. Es gibt ja Menschen, Kinder, aber auch Erwachsene, die schaffen es nicht, bei einem Waldspaziergang an Baumstämmen am Wegrand vorbeizugehen, ohne auf sie zu steigen und den Weg balancierend auf diesen Stämmen zurückzulegen. Sie erschweren sich die Fortbewegung, sie verlangsamen das Vorankommen, kurz sie verhalten sich ziemlich verrückt. Und das mit Lust. Was passiert da eigentlich? Sie begeben sich aus freien Stücken in eine Sturzgefahr, eine von ihnen willkürlich produzierte. Ihr Körper unterliegt unvorhersehbaren Zuckungen, sie rudern unversehens heftig mit den Armen, stoßen zuweilen schrille Laute aus - und alles das, weil sie nicht anständig auf dem geraden und ebenen Weg gehen wollen. Sie geben freiwillig die inzwischen gewonnene Souveränitätsposition auf. Das leicht wackelige Bewegungsgebaren erinnert an Gehversuche kleiner Kinder, der gerade noch abgefangene Sturz weckt von weit herkommende Lüste, so steht zu vermuten. Verdient eine solche Beobachtung Aufmerksamkeit? Ich glaube schon. Sie ist leicht zu entziffern als kleine Revolte gegen die Vorschriften der alltäglichen Bewegungen. Denn die zielen darauf, den Widerstand der Welt niederzuwerfen oder unspürbar zu machen: Schnell und gradlinig ein Ziel zu erreichen, einen Apparat zu bedienen, mit einem Hindernis fertig zu werden. Hier geht es ganz im Gegenteil darum, sinnlichen Weltwiderstand auszugraben, stark zu machen, um in unprogrammierbaren Gebärden mit ihm umzugehen und darin SICH, seine Leiblichkeit zu spüren. Und Fähigkeiten, etwa die, immer wieder sein Gleichgewicht auszutarieren, zu spüren, von denen der gradlinig anständige Bewegungsalltag des Erwachsenen kaum noch eine wirkliche Erfahrung hat. Im Alltag suchen wir ja ständig, unsere Handlungen effektiver zu machen, Bewegungen zu beschleunigen, zu erleichtern, von Aufzügen und Rolltreppen bis zu Verkehrsmitteln aller Art. Und hier passiert es, dass Leute sich freiwillig und bewusst ihre Bewegung erschweren. Kinder haben gewiss eine besondere Sympathie zu solchen Quertreibereien, bei Wanderungen sehr zum Verdruss aufsichtführender Erziehungspersonen, die Angst haben, dass etwas passiert. Ich habe an meinem Arbeitsplatz neben dem Frankfurter Senckenbergmuseum immer wieder Gelegenheit, Kindergruppen zu beobachten, die diesem Museum mit seinen Dinos zugetrieben werden. Sie müssen an einer Reihe Pflöcke vorbei, die Parkeinfahrten verhindern sollen. Viele halten sich nicht ans manierliche Geradeausgehen. Einige schlängeln sich durch die Pflöckenreihe, immer abwechselnd - einen rechts, einen links liegen lassend. Andere benutzen die Pflöcke zu Bocksprüngen. Was in den Pflöcken lauert an Möglichkeiten, ihren Widerstand spürbar zu machen und sich dazu in Szene zu setzen - das wird herausgespürt. Kann man sagen, an die Stelle der Zurücklegung wird eine intensiviertere Hier- und Jetztfahrt gesucht? Zwischen der Handlung und dem Objekt wird ein Zwischenraum ausfindig gemacht - Handlung und Objekt sind auseinandergesprenzt. Die Vorschrift der Konvention, die nahtlose Einpassung fordert, ist für Augenblicke aufgekündigt. Aus Gehen wird Balancieren oder Schlängeln oder Bockspringen. Man lernt neu hinzusehen, hinzuspüren. Man bringt etwas, die Art der Weltberührung, in die Schwebe.

Diese Art der Lustsuche und des Erfahrungshungers würde ich SPIELERISCH nennen. Und ich finde ihn etwa in allen Künsten, die unsere Wahrnehmungsgewohnheiten verwirren, um uns auf die verschütteten Züge unter den konventionellen Deutungen aufmerksam zu machen.

Ich vermute, dass die Spiegelkabinette und Spiegelspiele des Münchner Kindermuseums auch auf die Verrückungen abhoben, die einen aus dem Alltagstrott des Sehens aufwecken können. Die Echogelüste von Kindern - die Sprachzertrümmerung bei dem "Bürgermeister von Wesel" - sie gehören wohl auch in die Familie der Übungen, neu hinspüren zu lernen. Nicht durch technische Erleichterung, sondern durch Erschwerung, Verlangsamung, Verrückung. Ich suche nach weiteren Gesichtspunkten und Erfahrungen, bei denen die unter den Bekanntheiten lauern den Unbekanntheiten unsrer Umwelt spürbar werden. Wenn man beispielsweise einen Fremdenverkehrsexperten fragen würde, was man tun muß, um ein Gebäude, ein Denkmal, ein Bild bekannt zu machen, würde er kaum zögern mit der Antwortrichtung: Attraktive Fotos aus unterschiedlichen Perspektiven in die Prospekte, nächtliche Beleuchtung, Beschreibung der Historie, Angabe der Dimensionen, kunstgeschichtliche Einordnung, womöglich in Kurzfassung auf Tafeln im Umkreis des Gebäudes. Also Bekanntmachen, den Blick darauf wenden, in den Straßen Münchens sind ja gelegentlich im Riesenformat Ausschnitte aus den Schätzen der Pinakotheken als Lockvögel zu sehen. Immerhin kann man jetzt daran erinnern, dass es ein Gebäude in Deutschland gibt, dass auf dem umgekehrten Weg eine Bekanntheit und eine Faszinationskraft entwickelte, die schon beispiellos war. Der Berliner Reichstag war in seiner mehrwöchigen Verhülltheit mit einer Intensität ins Bewusstsein der Menschen getreten, die deren Blicke ins offen zugängliche nie erreicht hatte. Man könnte sagen: Niemand hat ihn überhaupt mehr gesehen, weil alle ihn längst kannten, zu kennen glaubten. Mit dem Gehirnforscher Roth gesprochen: Die Neuronenverbindungen waren fest etabliert - und jetzt wurden sie aufgesprengt, man mußte neu Hinschauen. Man gewährte Umriss, Windspiele auf der glänzenden Folie, geheimnisträchtige Schattenrisse, die Erinnerungen, Phantasien freisetzen. Und das Ganze war offenbar so etwas wie eine festliche Epiphanie, die Menschen miteinander ins Gespräch, ins Feiern zog. Das Altbekannte gewann unbekannte Züge.

Aus dem Wiedererkennen wurde ein neues Hinsehen. Rudolf zur Lippe schrieb, Christo befreie die Dinge von ihrer Postkartenansicht. Es ist offenbar ein Irrtum, dass Menschen dadurch etwas besser sehen und wahrnehmen lernten, dass man sie mit gehäuften Informationen, Bildern, Kommentaren überschüttet. Das Allzubekanntgemachte - vielleicht ist es ein Verfahren, etwas ganz der wirklichen Aufmerksamkeit zu entziehen. In Klammer: Ein so weltbekanntes Bild wie van Goghs Sonnenblumen, in unzähligen Reproduktionen verbreitet, vielleicht können wir es nicht mehr sehen, weil wir es blitzschnell wiedererkennen und einordnen. Wieviele Münchner können noch die Frauenkirche sehen? Könnte Christo helfen?

Ein aktuelles Beispiel für diese neuartige Sehschule bietet die Stadt Zürich. Dort ist es einigen Leuten der Stadt offenbar gelungen zu erreichen, dass für einige Monate sehr prominente Denkmäler der Innenstadt schlicht demontiert und vorübergehend in Außenstadtteile versetzt wurden, das Escher-Denkmal gegenüber dem Hauptbahnhof, das Pestalozzidenkmal an der Bahnhofstraße. So dass dort nur noch die Sockel wie Strümpfe in der Stadtlandschaft standen. Leserbriefe der Neuen Züricher Zeitung schäumen über von Entrüstung über diese Verrücktheit. Bei ihren Verfassern ist im Wahrnehmungsapparat offenbar nichts passiert außer dem Registrieren einer Lücke.

Gemeint war und ist von den Initiatoren hingegen die Anregung einer anderen Aufmerksamkeit. Der Blick auf die leeren Denkmalsockel könnte ja auch das Sinnieren anregen: Was stand da eigentlich, wie sah es aus, was war die Wirkung, was war die Bedeutung dieser Figur? Habe ich sie jemals gesehen, war das Sehen so von dem Vorwissen und der Konvention unterströmt, dass ich nie betrachtete, ob der Escher eine mehr arrogante oder

mehr väterliche Gebärde zeigte; ob Pestalozzi ungebührlich verklärt oder eher nüchtern und realistisch dargestellt war...

Es gibt ja Photographen, die über Schatten mehr über das Objekt zutagebringen als durch identifizierbare Realitätsteile. Man mag auch an den Pädagogen, Künstler und Wahrnehmungsforscher Hugo Kükelhaus erinnern, der ja auch hier Spuren hinterlassen hat: In Nürnberg steht ja auf den Pregnitzwiesen ein ganzer Sinnenbelebungs-park. Dort kann man ja in einem Zelt Kugeln nebeneinander sehen. Die eine Kugel ist dem Auge nichts wie eine Scheibe, die andere ist plastisch wahrzunehmen. Dazu Kükelhaus: "Lebendiges benötigt zu seiner Entfaltung der Herausforderung und Störung. Die Herausforderungen, die das Sehvermögen zu seiner Funktion benötigt, sind Wandel und Wechsel, Ungewißheit und Unsicherheit im Bereich des Sichtbaren und der Lichtquelle selbst. Eine Kugel wird bei totaler Ausleuchtung als flache Schreibe gesehen; während sie bei nur einseitiger Anleuchtung und entsprechender Verschattung als das erscheint, was sie ist: ein dreidimensionaler Körper. Im Falle der vollständigen Ausleuchtung ist der Sehprozeß unterbunden. Es bleibt ihm nichts zu suchen" (H. Kükelhaus: Über die Zerstörung der menschlichen Wahrnehmung, Frankfurt/M 1979, S.48 f).

Fazit: Es ist ein Irrtum zu meinen, menschliche Wahrnehmungskräfte würden dadurch gestärkt und entwickelt, dass ihnen möglichst viele und reichhaltige, lückenlose und farbige Eindrücke gewissermaßen zur Nahrung angeboten oder aufgezwungen werden. Das Wenige, das Karge, das Verhüllte, das Verschattete, das Unsichere - das fordert die Sinne und das sinnierende Denken heraus. Die Verrätselung der Stadtlandschaft - ich weiß, dass die hiesige pädagogische Aktion da eine jahrzehntelange und in Deutschland singuläre Erfahrung hat - die Verrätselung, die etwas unvertraut werden läßt - sie öffnet die Augen für sie. Und das ist keine spielerische Pädagogenmarotte, sondern hat tiefe anthropologische Wurzeln: Der Wahrnehmungsforscher Kükelhaus und der Gehirnforscher Roth stimmen völlig überein gegen eine vom Konsum korrumpierte Vorstellung, die vollgestopften Sinne wären auch die lebendigsten. Bei diesen Überlegungen drängt sich die Frage nach der Rolle der Medien in der Wahrnehmungsbildung auf. Und es gibt ja genug Stimmen und auch Argumente, die im Vormarsch der Medien nichts sehen können als eine Großoffensive gegen die primäre menschliche Sinnlichkeit. Wenn die KODAK-Reklame schon mit Riesenbuntpotos in Bahnhöfen mitteilt, "sieht mehr als jedes Auge", dann scheint doch der Sinnenapparat der Menschen ziemlich abgehalftert. Alle Apparate leisten mehr, die Medien helfen uns, endlich die dürftige und anfällige Wahrnehmung, die am Menschenleib hängt, hinter uns zu lassen. So wenig zu bestreiten ist, dass Medien und Apparate menschliche Wahrnehmungskapazitäten gelegentlich verkümmern lassen, so sehr ist zu betonen, dass es auch Wege gibt, auf denen über Medien und raffinierteste Technik menschliche Wahrnehmung intensiviert und also verlebendigt wird.

Ein Beispiel: Mitten in Frankfurt/M. gibt es die sogenannten Römerhallen. Im Rathaus einige geräumige Hallen, eine davon unmittelbar von dem Römer-Platz zugänglich, vielleicht 20 mal 30 Meter groß und 5 Meter hoch, fensterlos, an einen Weinkeller erinnernd. Kürzlich konnte man über drei Monate diese Hallen aus besonderem Anlaß betreten. Dunkel war's, an der Breitseite eine große Leinwand mit zwei Bänken davor. Der erste Eindruck; da läuft ein Buntfilm in Cinemascope. Zwei Frauen im Gespräch auf einer Straße, ganz im Hintergrund zwei Männer - eine dritte kommt hinzu. Die dritte ist schwanger und jünger. Es entsteht ein Gespräch zwischen Bekannten. Die eine der zuerst miteinander sprechenden Frauen scheint sehr erfreut, die andere bleibt reserviert. Kurz: Eine Alltagsszene. Aber: Man kommt nicht los, der Blick, die Aufmerksamkeit saugt sich fest. Wodurch? Das Gespräch bleibt unhörbar, statt dessen ein dumpfes tosendes Geräusch im Hintergrund, wie von Meeresgetöse, einmal ein Wortfetzen, sonst immer das Grollen - aber verbunden mit kleinen Windstößen, die sich an den Rücken der Frauen registrieren lassen. Vor allem aber: Das Alltagsgeschehen wirkt ebenso vertraut wie fremd durch eine ungeheure Verlangsa-

mung - was real 18 Sekunden dauert, wird auf eine Zeitspanne von über 10 Minuten ausgedehnt, verliert nichts von seiner optischen Schärfe, dank einer Aufnahmetechnik modernster Art. Und es entsteht eine Aufmerksamkeit für Züge alltäglicher Gespräche, alltäglichen Grüßens, die den Betrachter frappiert. Eine kleine Wendung des Kopfes verbunden mit einer winzigen Spannungsänderung in der Mundregion wird auffällig. Das Aufleuchten des Gesichts, verlangsamt ins Extrem, wird zu einem Ereignis: Da kommt jemand, den ich kenne. Man kommt nicht aus dem Hinschauen heraus - als sähe man all das zum ersten Mal. So fremd ist es, und zugleich so vertraut. Und betrachtet es wieder und wieder. Nichts sonst ist in dieser Halle. Und kein Kommentar wird als Vorspann oder Nachtext geliefert. Man ist einer Szene in dichtester Intensität gewissermaßen ausgeliefert. Und kein Helfer, der einen in die Distanz des Besichtigers bringt. Es handelt sich um ein Werk des amerikanischen Lichtkünstlers Bill Viola. Und im Betrachter, es gibt interessante Zeugnisse dafür, arbeitet dieses unkommentierte Bild weiter. Und erzeugt erstaunliche Deutungen - eine ältere Frau begrüßt heftig eine schwangere, jüngere Frau ...

Weswegen ich dieses Beispiel für exemplarisch halte: Hier gelingt es, mit raffiniertesten technischen Mitteln eine mediale Repräsentation zu erzeugen, die die sinnliche Aufmerksamkeit auf die uns umgebende Wirklichkeit in ungeahnter Stärke freisetzt, ohne sie zu gängeln oder zu desavouieren. Verlangsamung, Verfremdung als Hilfen, medial erzeugt, die erstarrten Sehgewohnheiten und Hörgewohnheiten aufzulockern. Neu hinzuspüren. Und das Ganze verzichtet auf alle Tricks von bestimmten Medienzubereitungen: Auf den Wechsel von Einstellungen, auf Kommentare, auf Tempo, auf Abwechslung. Man könnte meinen, das sei langweilig. Wer es erlebt hat, wird es abstreiten. Es sei denn, seine Aufnahmekraft ist durch Medienbeschuß anderer Art schon ruiniert. Es gibt also die Möglichkeit, mit technischen Medien so umzugehen, dass unser Hinsehen, Hinhören, Hinspüren nicht gelähmt oder überflüssig gemacht wird, sondern dass es ganz im Gegenteil aufwacht und mehr, intensiver Welt spürt und sich selbst als vorher. Solche Möglichkeiten für alle Sinne zu erkunden, sich einschlägige Anregungen einfallen zu lassen - eine zentrale Aufgabe auch für Kulturarbeit mit Kindern. Die ja leicht verführbar sind ...

Medienerziehung ist ja in aller Munde. Meine letzte Konzentrationsrichtung: Das Medium Sprache. Und ihre Auswirkung auf das Hinschauen und Hinspüren. Sprache bestimmt ja ganz gehörig, was wir von der Welt und von uns auffassen und ernst nehmen. Wir haben ja da eine merkwürdige Zwischenwelt aus Klängen und Zeichen, die uns die Welt übersichtlich machen.

Wenn wir ein Wort für eine Sache haben, verliert sie viel von ihrer Fremdheit. "Vor dem Rathaus stehen ein paar hundert Leute und warten auf Glockenspiel und Schäfflertanz" - ein solcher Satz deutet, stellt fest, vereinfacht den Trubel, der ohne solche Sprachfixierung schon auch beunruhigende oder verrückte Züge annehmen kann. Zudem ermöglicht die Sprache Verständnis und Austausch zwischen den Menschen, ja auch zwischen Generationen und Zeiten. Dieses welterschließende Medium kann freilich auch weltverschließende Wirkung entfalten. Die Wörter, die Sätze können nicht nur das mit ihnen Gemeinte entstellen - jeder kennt die verzerrende Berichterstattung; sie können sich schlicht an die Stelle der mit den Sinnen fühlbaren Sachen setzen. Man bildet sich und anderen ein, wenn man nur über die Sache rede, hätte man auch schon Kontakt mit ihr. Gerede ist Wirklichkeitsersatz, eine tödliche Gefahr für alle Belehrung. Peter Handke schreibt in einer autobiographischen Notiz über das Aufsatzschreiben seiner Schulzeit: "... in Aufsätzen über einen sch. St... bis ich schließlich an einem schönen Sommertag nicht den schönen Sommertag, sondern den Aufsatz über den schönen Sommertag erlebte" (Peter Handke: Ich bin ein Bewohner des Elfenbeinturms, Frankfurt/M. 1972, S. 13/14). Die vorschriftsmäßigen und korrekten sprachlichen Formulierungen schieben sich gewissermaßen vor die sinnlich vielartigen Erlebnisse und machen sie unkenntlich. Man glaubt an Sprachformeln, man gewahrt die Welt nur noch als Formelwelt - eine einzige Abwehr gegen die anbrandende Realität.

Nicht nur die Politik, auch die naturwissenschaftliche und religiöse Bildung - sie alle sind von dieser Sprachstarre bedroht. Sie laugt das Hinschauen und Hinspüren aus. Man glaubt ja Bescheid zu wissen, wenn man Sprachschablonen zur Verfügung hat. Bei Wissenschaftlern und Künstlern regt sich die Aufmerksamkeit für das, was da unter vorschnellen Sprachverwendungen zu verschwinden neigt. Der Säuglingsforscher DANIEL N. STERN etwa schreibt über das "verbale Selbst", das beim kleinen Kind aufgebaut wird, wenn es beginnt über Worte und Sätze zu verfügen: "Auf den ersten Blick scheint die Sprache für die Erweiterung des interpersonalen Lebens von uneingeschränktem Vorteil zu sein. Durch sie können wir manche Bereiche unseres bewussten Erlebens leichter mit anderen teilen... Tatsächlich aber ist die Sprache ein zweischneidiges Schwert. Es gibt auch Bereiche unseres Erlebens, die wir mit anderen Menschen weniger teilen können und die uns selbst nicht unmittelbar zugänglich sind, weil die Sprache sich dem entgegenstellt" (Daniel L. Stern: Die Lebenserfahrung des Säuglings. Stuttgart 1998, S. 231). Bei der deutschen bildenden Künstlerin KATHARINA FRITSCH finde ich folgende Sätze - im Katalog "Leiblicher Logos", (Staatsgalerie Stuttgart 1995). "Ja, dieses Hängen an den Dingen, dieses Sammeln von Dingen, das hat so eine süßlich-sentimentale Note, die ich überhaupt nicht meine. Wovon ich rede, das ist der Moment vor der Sprache. Denn als Kind kann man Dinge nicht bannen mit Sprache. Du siehst Dinge zum ersten Mal und du weißt als Kind nicht das Wort dafür. Und das ist ein Zustand der Vision. Daß etwas nicht sprachlich da ist, sondern als Bild, und daß es dadurch nicht in einen sozialen und anderen Kontext gesetzt werden kann, sondern daß das Phänomen an sich da steht..."

Die gar zu große Bekanntheit, die durch die Sprache geschaffen werden kann, lockert sich - wenn man die Dinge neu und fremd zu gewahren versucht, VISION nennt Fritsch diesen Zustand - und versucht ihn zu gestalten, in vielen Gebilden neu erfahrbar zu machen. Das von allzu geläufiger Kennerschaft, von Sprachformulierungen Verdeckte wird ausgegraben - hinschauen, hinspüren, als sähe man es zum ersten Mal. Zeitgenössische Kunst fällt uns wohl deshalb so schwer, weil sie sehr oft die geläufige Vertrautheit, die wir über Dinge, Formen, Farben gelegt haben, wegsprengen will. Zwei Beispiele, praxisnäher als Ausstellungen, können die Spuren des unter der gar zu selbstsicheren Sprache Verhüteten vielleicht bewusst machen.

Sogenannte Fehler von Kindern sind ja oft Fingerzeige ins Verschüttete. In dem schönen alten dtv Taschenbuch "Der Schaffner lockert seine Gefühle. Professor Mammut's gesammelte Stilblüten" (München 1991) lese ich nicht nur Sätze wie "Im Englischunterricht liebt der Lehrer die Sätze vor, und wir alle schweigen in Chor" oder "Mit unserem Lehrer kann man alles besprechen. Er ist wahnsinnig vernünftig" - Sätze, in denen die Entstellung die absurde Wirklichkeit freilegt. Sondern auch ein Aufsatzfragment mit dem Satz: "In Ulm haben wir auch das Monster besichtigt. Es war sehr groß" (S.96). Man möchte sofort fragen, hat der Elfjährige in diesem Wandertagsaufsatz nicht recht gesehen. Unter den Formeln, die ihm eh zu hoch hingen, hat er ein riesiges stacheliges Monster wahrgenommen, vollkommen einzigartig aufragend zwischen völlig anderen Häusern, grau, funktionslos, mit zackigen Außenhäuten, und alle tun so, als ob da kein Monster sei, sondern etwas wovon man Autobusse parken kann und Würstchen anbieten. Im Fehler kommt da nicht etwas heraus, was zgedrückt wird, wenn das Gebilde nur als kulturelle Spitzenleistung verehrt und besichtigt wird. Unheimlich und fremdartig wird es, wenn denn das Hinschauen und Hinspüren nicht mehr durch schablonenhafte Wendungen gezähmt und gebremst wird...

Eine ganz schöne Herausforderung, selbstverständliche und mit offiziellen Wendungen benamste Dinge mit Worten zu umschreiben, die nicht üblich sind. Wie würde zum Beispiel zu verändern sein der Satz, den es hier in der U-Bahnstation alle paar Minuten an der Wand zu lesen gibt: U-Bahn fährt ein ...? Sie rast ein, sie schnaubt ein, sie rattert, sie prasselt ein, sie donnert ein - und immer ist ein Hinspüren und die Sprachschablone am Werk.

Eine auch die Praxis anregende Hilfe ist das schöne Buch von Herbert Rosendorfer: "Briefe in die chinesische Vergangenheit" (dtv 10541) - ein Chinese des 10. Jahrhunderts, im heutigen München sich auf Besuch findend, berichtet per Zeitmaschine seinen Kollegen nach China, 10 Jahrhunderte zurück. Zwei Beispiele, bei denen die Sprache deshalb ein neues Hinschauen und Hinspüren freigibt, weil sie auf die üblichen Bezeichnungen verzichtet. Der München-Chinese schreibt seinem Freund Dji-Gu, fünfter Brief: "... (im Haus darf er seine gewohnte Kleidung tragen) während ich draußen in einer dieser scheußlich grauen Schlauch-Häute rumlaufen muß, die sie Ant-su nennen: Diese qualvolle Ant-su-Kleidung besteht aus einer komplizierten Vielfalt von Einzelteilen. Einige weiße Schläuche an den Füßen, dann kommt eine graue Hose, dann eine dünne Jacke mit unzähligen Knöpfen ..." (S. 24). Oder: "Du mußt wissen, daß es hier außer den A-tao Wägelchen auch noch eine Art fahrende Häuser aus Eisen gibt. Das Gefährliche an diesen fahrenden Eisenhäusern (Taman nennt sie Herr Shi-shmi, sie werden aber auch noch mit anderen Namen benannt, die ich mir nicht merken konnte) ist nicht wie bei den A-tao Wägelchen die höllische Geschwindigkeit, sondern das Betreten und Verlassen. Die fahrenden Eisenhäuser Ta-mam haben Fenster, die man nicht öffnen kann und Türen, die sich durch geheimnisvolle Mechanismen von selbst öffnen und schließen. Ein weniger aufgeklärter Mensch als ich könnte wieder an nichts als an Zauberei denken ... Die Türen schließen oder öffnen sich, wie die Türen wollen, habe ich den Eindruck, nicht wie die Gäste des Hauses wollen. Außerdem geht alles schwindelerregend rasch ..." (Rosendorfer, S. 47/48).

Das Buch ist eine einzige brillante Schule in einer Wahrnehmung, die sich nicht fernsteuern lässt von Gewohnheiten und den eingeschliffenen sprachlichen Bezeichnungen. Viele Anregungen für die Praxis, die Stadt als fremdes Abenteuer zu spüren, stecken darin. Zwei Seiten Rosendorfer lesen - und dann versuchen das zu beschreiben, was sich am Eingang des Kaufhofs, auf einer Stadtautobahn abspielt ...

Ich komme zum Schluß: Vielleicht ist der Eindruck entstanden, hier würde die Flucht aus der Zivilisation empfohlen. Keine Rede davon. Es geht mir um die Unterscheidung zweier Arten von Wahrnehmung - etwas pathetischer gesagt: um zweierlei Arten von leiblicher Anwesenheit in der Welt. Wahrnehmung 1, wie ich sie abgekürzt nenne, brauchen wir zum Überleben - und wir gewinnen ja durch sie vielerlei Freizügigkeit und Annehmlichkeit. Wahrnehmung 1 schaltet blitzschnell, reagiert auf wenig bekannte Züge, arbeitet mit Routinen der Einordnung und Beherrschung. Wir bedienen mit beherrschten Gesten Apparate, überfliegen Plakatwände, Anzeigetafeln, wissen durch ein paar Signalworte Bescheid. Kurz: Unser Körper und seine Wahrnehmungsorgane funktionieren schleunig, ohne Reibungsverluste. Von der Welt nehmen wir nur soviel auf, wie zur Erledigung unserer Geschäfte nötig - und wir lassen uns von Medien und Apparaten helfen, so wenig wie möglich von der aufreibend komplizierten Welt an uns heran zu lassen. Ich betone: diese Art des Weltumgangs muss jeder lernen, der in dieser Zivilisation überleben will. Wir verdanken ihm viel, was niemand missen will. Technik, Schule, Wissenschaft, der Apparatealltag sind stets Lehrmeister.

Aber: Wenn diese Wahrnehmung 1, diese Leiblichkeit 1 allein bleibt, wenn Menschen nicht auch lernen, andere Erfahrungen zu machen: Erfahrungen des Verweilens, des Aufspürens von Unbekanntem im allzu Vertrauten, Erfahrungen, die Sinne nicht nur zum schnellen Registrieren und Wiedererkennen zu verwenden - kurz: wenn sie nicht auch eine Wahrnehmung 2 kennen und üben, dann wird das Leben ziemlich öde, eine Erledigungsrennbahn. Man mag die Welt beherrschen, man mag über sie reden - aber man spürt sie nicht. Und es könnte sein, dass Kindheit und Jugend die Lebenszeiten sind, in denen beide Wahrnehmungsarten zu lernen und zu üben sind. Wobei Wahrnehmung 2 gewiss besonderer Aufmerksamkeit bedarf - denn wir in den westlichen Zivilisationen sind nun mal Weltmeister in der Kunst, die Wirklichkeit unspürbar zu machen vor lauter Beherrschung, Erledigung, Zurücklegung. So gesehen hat die Sinnenkultur im Umgang mit Heranwachsenden

eine fundamentale Bedeutung. Wenn wir nicht zu Knopfdruckprothesen geschrumpft werden wollen.